



TANJA KOKOSKA

GUTEN MORGEN,

SCHÖNES WETTER

HEUTE

ROMAN

dtv

Über das Buch

Dieser Roman lässt Sie wieder an das Gute im Menschen glauben.

Diesmal ist es etwas anderes. Darauf hofft Ina jedes Mal, wenn sie sich verliebt. Doch es geht immer schief. Sie arbeitet in einem Tattoo-Studio und wohnt mit ihrem Sohn Henry in der Siedlung »Am Kastanienbaum«, irgendwo mitten in einer großen Stadt. Dort gibt es noch mehr Menschen wie Ina, 1.583 genauer gesagt. Sie leben nah beisammen und bleiben doch allein. Da ist Herr Bello, der am liebsten im Faltenrock tanzt. Samy, der davon träumt, eine Ente zu streicheln. Und Frau Arslan, die Gedichte in Pralinenschachteln versteckt. Sie alle eint die Sehnsucht nach Glück und Verbundenheit. Eines Tages macht Baggerfahrer Paco eine schicksalhafte Entdeckung: Eine Weltkriegsbombe liegt unter der Erde. Darauf geschieht in der Siedlung etwas Wundersames. Die Menschen kommen einander näher, als es möglich schien. Und Ina begegnet dem Mann, mit dem es etwas anderes ist.

Der Roman enthält mehrere Zitate aus Gedichten von Rainer Maria Rilke. Sie sind dem Band »Rainer Maria

Rilke – Die Gedichte« entnommen, der im Insel Verlag erschienen ist.

Das dem Text des Buches vorangestellte Zitat stammt aus dem Song »Dieselben Sterne« von Sven Regener / Element of Crime.

Tanja Kokoska

**Guten Morgen, schönes Wetter
heute**

Roman

dtv

**Reich mir deine Hand, wenn Hände selten
und Worte überflüssig sind.**

**Über dir, über mir
dieselben Sterne.**

Element of Crime

*Für meinen Mann,
mit dem das Leben ein Fest ist*

Wenn man die Welt von oben betrachtet, etwa von der Spitze eines Kirchturms, irgendwo in einer großen Stadt, dann sieht man jetzt die Dächer einer Siedlung. Sie heißt »Am Kastanienbaum«. Das klingt nach Natur, nach frischer Luft und Blätterrauschen. Beschaulich. Doch die Wirklichkeit sieht anders aus.

Genau 1584 Menschen wohnen in den einhundert dreistöckigen Mietshäusern, sie leben Tür an Tür und allzu oft nebeneinander her.

Das zeigt sich, wenn man sie und ihren sehr kleinen Teil der Welt von oben betrachtet. Dann sieht man, was alles zur selben Zeit geschieht – vor den Türen und auch dahinter.

Wie an diesem Montag um 8.55 Uhr. Da ist Ina, die aus dem Haus Am Kastanienbaum 1 kommt. Sie muss sich beeilen, sie hat einen Termin beim Zahnarzt in der Nummer 90. Ihre langen blondierten Haare sind feucht. Es wirkt so, als wolle Ina sie in der milden Morgenluft trocken rennen, doch dafür reicht die Zeit ja gar nicht und, wenn man ehrlich ist, auch nicht Inas Kondition.

In der Hausnummer 22 öffnet das Ehepaar seinen Laden mit der blauen Markise. Über der Tür steht »Arslan – Obst, Gemüse, Lebensmittel«. Der Mann trägt einen Korb, aus dem es herrlich duftet. Seine Frau schreibt mit Kreide auf eine schwarze Tafel: *Heute frische Feigen*. Ihre Schrift ist

geschwungen, es sieht aus wie Kalligraphie, das macht sie so aus dem Handgelenk.

Man sieht Herrn Bello in der Hausnummer 35, zweiter Stock. Er liegt im Bett, er schläft gerne lang, dann ist der Tag kürzer. Herr Bello dreht sich zu der Bettseite, auf der früher seine Frau lag. Sie ist leer, so wie jeden Morgen seit fünf Jahren. Und wie jeden Morgen seit fünf Jahren braucht Herr Bello einen Moment, um zu begreifen, dass das so ist.

In der Gaststätte »Zum Plaudern«, Hausnummer 52, haut der Koch schwungvoll mit einem Fleischklopfer auf rohe Schnitzel, das hat bestimmt etwas Befreiendes. Man kann auch nicht umhin anzunehmen, dass er länger klopft, als nötig wäre.

Frau Kaiser im Erdgeschoss von Nummer 85 steht leicht vorgebeugt vor dem Kühlschrank und kann die Butter nicht finden. Sie wird sie später im Bad entdecken, in dem Schränkchen über dem Waschbecken, während sie ihre Fußcreme sucht.

Am anderen Ende der Siedlung, in dem neu eröffneten Nagelstudio in der Hausnummer 91, träumt eine junge Frau davon, eines Tages jemand Berühmtem die Nägel zu machen, Adele vielleicht oder Taylor Swift. Sie hat noch fünf Minuten Zeit, um die Lackfläschchen auf ihrem Arbeitsplatz nach Farben zu sortieren, so will es ihre Chefin. Es ist besser, zu tun, was die Chefin will. Den Farbton Koralle stellt sie nach vorn. Das ist der schönste.

Und ganz in ihrer Nähe bricht ein Baggerfahrer Asphaltstücke aus der Straßendecke. Bis er zu der fünfhundert Kilogramm schweren Bombe vordringt, die dort seit über achtzig Jahren in der Erde liegt, wird es noch eine Weile dauern. Aber Schicht für Schicht rückt das Unvermeidliche näher.

So also sieht das Geschehen von oben aus. Und wenn man schon dabei ist, es zu betrachten, erkennt man auch, wie verdammt knapp das Leben an einer Begegnung vorbeischarren kann. Wäre Ina nur fünf Minuten früher aus dem Haus gekommen, dann hätte sie nicht rennen müssen; sie wäre die Sache entspannter angegangen, so entspannt das mit Zahnarztangst eben geht. Dann hätte sie gesehen, wie Frau Kaiser ihr Küchenfenster öffnet und dabei ein Eichhörnchen aufschreckt. Ina wäre stehen geblieben, um das Eichhörnchen passieren zu lassen, eventuell hätte sie dazu eine Geste wie eine Verkehrspolizistin gemacht, und Frau Kaiser hätte ihr lachend zugerufen: »Rechts vor links!« Mehr wäre nicht geschehen. Ein kurzes Zusammentreffen zweier Frauen, die in derselben Siedlung wohnen und nichts voneinander wissen, nicht mal ihre Namen.

Wäre Ina eine Minute später losgerannt, also um 8.56 Uhr, hätte sie Herrn Bello in seinem karierten Pyjama sehen können, wie er die Schlafzimmervorhänge aufzieht, das Fenster aufmacht und mit ernster Miene hinausschaut. Obwohl sie es eilig gehabt hätte, noch eiliger als ohnehin

schon, hätte Ina Herrn Bello zugewunken, sie kennt ihn vom Sehen, und Herr Bello hätte »Guten Morgen« gesagt. Und damit hätte er an diesem Tag viel früher als sonst gesprochen.

Es wären flüchtige Begegnungen gewesen, nichts Außergewöhnliches, nur kleine Momente, die das Alleinsein überdeckt hätten. Frau Kaiser hätte diesen Moment vielleicht rasch wieder vergessen, sehr wahrscheinlich sogar. In dem Augenblick hätte sie jedoch gespürt, dass es in dieser Siedlung, in der sie schon seit so vielen Jahren wohnt und immer weniger Menschen kennt, eine gewisse Nähe gibt, ein Beieinandersein. Ina hätte das auch gespürt und Herr Bello ebenfalls. So aber, wegen gerade einmal sechzig Sekunden, ist nichts dergleichen passiert. Zum Glück geschieht allerhand anderes. Und es hat das Zeug dazu, das Leben auf den Kopf zu stellen.

ERSTER TEIL

VERSTECKSPIELE

1

IN DEM GLEICH EIN GUTES BAUCHGEFÜHL AUFKOMMT

Wenn man es nicht besser wüsste, könnte man meinen, Ina sei eine Frau, die eine Stärke hat, eine Unerschütterlichkeit. Das liegt wohl daran, dass sie sehr groß und kräftig ist. Dass sie eine feste, dunkle Stimme hat. Und natürlich an den Tattoos. Aber Ina ist sogar recht leicht aus der Ruhe zu bringen. Sie gibt sich nur Mühe, damit man es nicht so schnell merkt. Das gelingt ihr nicht immer gleich gut.

Jetzt sitzt sie auf diesem Stuhl. Allein sein Anblick genügt, um Ina zu erschüttern. Als gäbe es in ihr stützende Wände, an denen jemand rüttelt. Der Stuhl ist türkisblau, alles hier ist türkisblau, auch die Wanduhr, der Plastikbecher auf dem Waschbecken und das Papierlätzchen um Inas Hals. An die Decke hat jemand zwei freundliche Delfine gemalt, genau an die Stelle, auf die der

Blick fällt, wenn man mit geöffnetem Mund daliegt. Ina schaut woandershin. Sie starrt auf die metallenen Instrumente, die ordentlich auf einem Tablett vor ihr aufgereiht sind, wie Besteck für ein mehrgängiges Menü. Sie sehen hinterlistig aus, genauso hinterlistig wie der Stuhl und das Türkisblau und die freundlichen Delfine. Ina denkt: Für wie blöd halten die mich eigentlich?

Ihr Herz schlägt schnell, und das kommt nicht mehr vom Rennen. Ina versteht nicht, weshalb Zähne überhaupt Nerven haben müssen, da hat die Natur doch gefuscht. Morgen ist ihr neunundvierzigster Geburtstag. Als Erwachsene sollte sie nicht solche Angst vor Zahnärzten und deren Besteck haben, schon klar. Sie müsste wissen, dass der Schmerz vorübergeht. Doch das ist gar nicht das Problem. Das Problem ist, nicht zu wissen, wann der Schmerz kommt.

Das weiß man freilich nie. Man kann versuchen, sich dagegen zu wappnen. Sich vom Schmerz nicht überrumpeln zu lassen. Das macht Ina auch. Aber es kostet Kraft, wie beim Dauerlauf. Das hält kein Mensch auf Dauer durch. Man kann nicht ständig die Finger in die Armlehnen krallen. Irgendwann lässt man los.

»Der Herr Doktor ist gleich bei Ihnen.« Ina kann die Frau, der die Stimme gehört, nicht sehen, sie sitzt mit dem Rücken zu ihr, Blick zum Fenster. Durch den Lamellenvorhang erkennt sie einen Hinterhof mit Parkplätzen, Mülltonnen und einer einzelnen Birke, die

wirkt, als hätte sie sich hierher verirrt. »Okay«, sagt Ina zu der Birke. Dabei ist nichts okay. Die Frau zieht die Tür hinter sich zu. Es wird wieder still, nur gedämpft hört man Straßenbaulärm und das schleifende Geräusch einer Baggerschaufel auf Asphalt. Ina wischt die Hände an ihren Leggings ab. Auf beide Handrücken sind Skelettknochen tätowiert.

Ihr wird heiß, von einer Sekunde auf die andere. Sie kennt das, so geht es schon seit ein paar Monaten. Am liebsten würde sie ihr Oberteil ausziehen, aber darunter trägt sie nur einen BH. Außerdem hat sie das Papierlätzchen schon um, und das T-Shirt ist weit genug, um ihren Bauch zu verdecken. So ein Bauch ist besonders hinterlistig. Erst ist er nur von der Seite zu sehen und irgendwann auch von vorne. So wie damals, als Ina schwanger war. Da hat sie allerdings gewusst, dass so ein Bauch vorübergeht, genau wie der Schmerz. Was immer sie jetzt anstellt – rennen, fasten, wegschauen –, dieser hier geht nicht vorüber. Niemand hat sie gewarnt, dass man von Bäuchen überrumpelt werden kann.

Ina schiebt die Unterlippe vor und pustet Luft auf ihre Stirn. Dann trinkt sie den Becher mit dem Wasser, das eigentlich zum Mundausspülen gedacht ist, in einem Zug aus. Die Uhr zeigt Viertel nach neun.

Ihr Sohn Henry hat sie heute zweimal wecken müssen. Sie war so müde gewesen vom Spätdienst im Hotel, sie hatte es nicht mal geschafft, sich abzuschminken. »Du

siehst aus wie ein Pandabär«, hatte Henry gesagt und gelacht. Er hatte ihr auch wieder Frühstück ans Bett gebracht, Kaffee und Müsli mit aufgetauten Himbeeren, und ihr eingeschärft, sie solle an ihren Zahnarzttermin denken und sich gründlich die Zähne putzen. Ina weiß, dass es umgekehrt sein müsste. Sie müsste Henry wecken, ihm Frühstück ans Bett bringen und ihn ermahnen. Aber sie genießt es, wenn er das tut. Außerdem ist das alles ohnehin bald vorbei.

Henry schreibt heute die letzte Deutschklausur vor den Ferien, Textanalyse, Judith Hermann, *Aller Liebe Anfang*. Für Henry kein Thema, »alles safe«, hat er gesagt. Ina fragt sich, wie es sein kann, dass das Kind, das einst aus diesem Bauch kam, schon siebzehn ist. Darüber, was er nach dem Abitur vorhat, spricht Henry nicht. Vielleicht weiß er es selbst noch nicht. Wenn Ina ihn fragt, bekommt sie keine Antwort. Aber es wird sicher an der Zeit sein, dass er von zu Hause auszieht. Ina hat keine Ahnung, wie sie sich gegen diesen Schmerz wappnen soll, doch das sagt sie Henry natürlich nicht. Sie fürchtet sich vor dem Alleinsein. Vor dem Zuzweitsein allerdings auch. *Aller Liebe Anfang* ist schwer.

»Guten Morgen, Frau Fransen.« Ein Mann setzt sich neben Ina auf einen Rollhocker. Sein schwarzes Haar schimmert, seine Wimpern sind dicht und lang. Jung sieht er aus. »Wir kennen uns noch nicht. Mein Name ist Amir Rashid. Ich bin der Neue hier in der Praxis.« Er lächelt.

Seine Zähne sind sehr weiß. »Sie waren ja eine ganze Weile nicht mehr da.«

Ina schaut ihn an. Er ist doch kaum älter als Henry, denkt sie und will ihn schon fragen, wann endlich der Arzt kommt. Da begreift sie, dass er der Arzt ist.

»Ich bin spezialisiert auf Angstpatienten«, erklärt Herr Rashid. »Ist das bei Ihnen der Fall?«

»Geht so«, sagt Ina.

Herr Rashid nickt. Seine Hände wirken fein und kompetent. »Dann schaue ich mir das mal an.« Er setzt eine türkisblaue Maske auf. Jetzt kann Ina nur noch seine Augen sehen.

Der Stuhl summt, fährt ein Stück herunter, die Rückenlehne klappt nach hinten. Ina zupft an ihrem T-Shirt. Ruhig bleiben, irgendwie. Ihr Herz pocht gegen die Rippen. Es ist kein gutes Gefühl, so unterhalb von Herrn Rashid zu liegen. Das ist der Kontrollverlust, denkt Ina, doch das zu wissen, ändert auch nichts. Sie öffnet den Mund und schaut an die Decke, zu den bescheuerten Delfinen.

Herr Rashid richtet eine helle Lampe auf ihr Gesicht. Er beugt sich vor, sein Körper ist nah über ihrem. Er riecht gut, überhaupt nicht nach Arzt. Eher nach frisch geschlagenem Holz.

Henry sagt, sie brauche endlich mal wieder einen Typen. Ina denkt, nicht mit diesem Bauch, da kann sie sich nicht entspannen. Und nicht, solange Henry noch bei ihr wohnt. Der Platz reicht ohnehin nicht für drei. Sie haben zwei

Zimmer, das eine gehört Henry, in dem anderen stehen der Kleiderschrank und die Couch, auf der Ina schläft. An den Tisch in der Küche passen zwei Stühle.

»Wenn es weh tut, höre ich sofort auf«, sagt Herr Rashid.

Ina denkt, dass es bei den meisten Typen umgekehrt ist: Wenn sie aufhören, tut es erst recht weh. Aller Liebe Ende. Sie will sich das nicht mehr antun, das Zuzweitsein, sie hat keine Kraft, sich gegen diesen Schmerz zu wappnen. Zuletzt hatte sie es vor vier Jahren versucht. Da dachte sie wieder, diesmal ist es etwas anderes, diesmal wirklich. Und dann war es doch wie immer.

Herr Rashid setzt den Bohrer an, sehr behutsam, Backenzahn unten rechts. Ina krallt die Finger in die Armlehnen. Sie hört ihren Puls, er ist in ihrem Kopf, wie ein Wummern von tiefen Bässen. Sie schwitzt, aber sie friert auch, so innerlich. Sie versucht, sich abzulenken, an das zu denken, was sie zu tun hat. Vor allem muss sie in die Wohnung ihrer Eltern und die Schränke leer räumen. Sie hat das lange vor sich hergeschoben, bis heute, bis zum letztmöglichen Tag. Das liegt aber auch an ihrem neuen Job im Hotel. Personalmangel. Da waren nicht mal ihre Tattoos ein Problem. Viele sieht man auch gar nicht, wenn sie langärmlige Sachen trägt. Zusammen mit dem, was sie stundenweise im Tattoo-Studio verdient, reicht es für die Miete und das, was Henry und sie zum Leben brauchen. Sie haben kein Auto, und im Urlaub waren sie schon lange

nicht mehr. Immerhin konnte Ina Henry die Klassenfahrt nach Berlin bezahlen. Für den Abschiedskuss auf seine Stirn hat sie sich auf die Zehenspitzen stellen müssen.

Der Schmerz fährt wie ein Blitz durch sie hindurch. Ina schreckt auf, sie schreit, was nicht so leicht ist mit einem Bohrer und einem Speichelsauger im Mund. Herr Rashid hört sofort auf, der Bohrer verstummt.

»Sorry.« Vielleicht hat Ina sich den Schmerz bloß eingebildet, das gibt es ja alles.

Herr Rashid sagt nichts, einen Moment lang schaut er Ina nur an. Dann nimmt er die Maske ab und legt seine Hand auf ihren Bauch. Dorthin, wo die Erschütterung sitzt und auch die Stärke. Beides am selben Ort.

Ina ist überrumpelt, wieder einmal. Sie spannt die Muskeln an, zieht den Bauch ein, das geht wie von selbst. Herr Rashid schüttelt den Kopf. Sein Blick sagt: Loslassen. Seine Hand liegt einfach da. Ina atmet. Wo soll sie bloß hinsehen? Von seiner Hand strömt Wärme in ihren Bauch und von dort überall hin. Es ist eine gute Wärme. Sie hilft gegen das innere Frieren. Ina streicht sich eine feuchte Haarsträhne aus dem Gesicht und holt tief Luft. »Okay«, sagt sie, »okay.« Etwas an dieser Wärme, an dieser Geste berührt sie. Sie spürt ein Brennen in den Augen, zwingt die Tränen zurück. Sie weiß gar nicht, wo die auf einmal herkommen. Sie will nicht weinen, bloß nicht. Auch wenn sie Grund dazu hätte, sogar mehr als einen. Sie hat nicht ein einziges Mal geweint, nachdem ihre Mutter gestorben

war, wenige Wochen nach ihrem Vater. Nun ist Ina wirklich kein Kind mehr.

Herr Rashid sieht aus, als wüsste er das alles.

Ina schaut ihn an. »Alles safe«, sagt sie. Und da muss sie lachen.

Das schreckt nun Herrn Rashid auf, denn Inas Lachen ist laut. So laut, dass es sogar Herr und Frau Arslan in ihrem Lebensmittelgeschäft hören könnten, 68 Hausnummern entfernt, wenn die Welt gerade ganz leise wäre. Das ist sie natürlich nicht. Aber wenn sie es hören könnten, würden sie mitlachen, so wie jetzt Herr Rashid. Inas Lachen müsste es eigentlich auf Rezept geben.

Sie wischt eine Träne von ihrer Wange. Und plötzlich ist ihr alles egal. Ihr Bauch entspannt sich, ihre Hände entspannen sich, ihr Nacken auch. Sie lehnt sich zurück.

»Gut.« Herr Rashid nimmt seine Hand wieder weg. Trotzdem fühlt es sich eine ganze Weile an, als läge sie immer noch dort.

Eine halbe Stunde später kommt Ina aus der Praxis. Sie bleibt stehen und schaut in den Himmel, in dem es keine Delfine gibt. Sie streckt sich wie nach einem langen Schlaf. Herr Rashid hat betont, sie dürfe in den nächsten zwei Stunden nichts essen. Traut er mir etwa nicht zu, mich so lange zu beherrschen?, hätte Ina an jedem anderen Tag

gedacht. Heute nicht. Das ist gut, es hat etwas Unerschütterliches. Für das, was ihr bevorsteht, kann sie gar nicht stark genug sein.

Zur Wohnung ihrer Eltern ist es nicht weit, Hausnummer 35. Davor stand bis vor Kurzem der letzte Kastanienbaum, den es in der Siedlung noch gab. Er hat die heißen, trockenen Sommer der vergangenen Jahre nicht überlebt.

Ina geht den vertrauten Weg zwischen den Häuserreihen entlang. Sie stehen weit genug voneinander entfernt, dass ein Streifen schütterer Rasen dazwischen passt und Stangen mit Leinen zum Wäscheaufhängen, was nie jemand tut. Die Kinder benötigen sie gelegentlich als Fußballtore. Der Spielplatz besteht aus zwei Schaukeln und einem Sandkasten, in dem man nur Hunde sitzen sieht, daneben steht eine Bank aus morschem Holz. Das Hellgelb der Fassaden ist längst grau geworden. Wenn es regnet, rinnt das Wasser in dunklen Schlieren daran herab.

Früher wohnten »die Amis« hier, so hieß es damals, die Soldaten aus den Vereinigten Staaten von Amerika und ihre Familien. Für die meisten ist es die »Ami-Siedlung« geblieben, auch wenn die Amerikaner längst abgezogen sind.

Ina schließt die Tür im zweiten Stock auf. Ihre Eltern haben fast zwanzig Jahre in der Siedlung gelebt. Ina ist hierhergezogen, als Henry noch klein war. Die Wohnung war günstig, und es war praktisch, dass sie so nah beieinander wohnten. Ina hatte schon damals zwei Jobs,

einen in dem Drogeriemarkt, in dem sie auch ihre Lehre gemacht hatte, und einen sonntags im Café. Daher war Henry oft bei seinen Großeltern. Ina hätte nicht gewusst, wie sie das allein hätte schaffen sollen. Das Kind, die Arbeit, die Erschöpfung. Irgendwann hörten auch die Fragen auf und die Bemerkungen. Dass Henry einen Vater brauche. Dass Henry doch einen Vater habe. Wo der denn sei? Ina hat es ihren Eltern nicht gesagt. Sie hat es nicht sagen können. Weil sie es nicht weiß, bis heute nicht. Aber das wird sich bald ändern.

In der Wohnung ist es still, natürlich, was hat sie erwartet. Es riecht nach Teppichstaub und nach dem Lufterfrischer ihrer Mutter. Lavendel. Im Flur stehen die wenigen Umzugskartons, die Ina vor ein paar Tagen hergebracht hat, falls sie etwas würde behalten wollen. Viel mehr als die Bücher, die sie schon eingepackt hat, würde es jedoch nicht werden. Henry hatte gesagt, er wolle nur seinen Teddy haben, den Opabär. Inas Mutter hatte ihn bestimmt aufgehoben, so wie vieles andere.

Ina geht durch die Räume. Es wirkt, als wären ihre Eltern nur kurz weggefahren, für einen Urlaub an der Mosel oder im Schwarzwald. Ihre Mutter hatte verkündet, sie gehe zu ihrem Mann, zu ihrem Dieter. Als hätte sie beschlossen, zu verreisen. Sie war nur einen Monat nach ihm gestorben. Ina denkt, dass man das für Liebe halten könnte. Ihre Mutter hatte aber bloß nicht allein sein wollen, daran hat Ina keinen Zweifel. Sie erinnert sich

daran, wie ihr Vater einmal auf Kur war, drei Wochen lang, und ihre Mutter drei Wochen lang im Fernsehsessel saß, bis er wieder nach Hause kam.

Ina weiß auch nicht, wie das gehen soll, das Alleine-Altwerden. Das Zusammen-Altwerden erscheint ihr allerdings noch verhängnisvoller. Abgesehen davon, dass es dazu jemanden bräuchte.

Ihr Handy klingelt. Alex. Inas beste Freundin. Alex arbeitet immer noch in dem Drogeriemarkt, in dem sie sich kennengelernt haben. Ihr Mann verdient ganz gut. Er baut Fenster. Den Durchblick, sagt Alex, habe er trotzdem nicht. Nach vielen Jahren konnte Ina sie zu ihrem ersten und bisher einzigen Tattoo überreden. Jetzt tragen sie beide einen kleinen Anker unterhalb vom linken Knöchel.

Alex fragt, ob sie jemanden mitbringen könne zu Inas Geburtstagsfeier. »Meine Cousine Kim, wir haben uns ewig nicht gesehen, sie ist gerade zu Besuch. Du kennst sie ja von früher. Weißt du noch, als wir ...«

»Klar«, unterbricht Ina. Die Wohnung, die Stille machen sie nervös. »Aber es wird ja nix Großes. Nudelsalat und Chips. Und Tanzen. Wie in den Neunzigern.«

»Perfekt«, sagt Alex, »da fühle ich mich gleich nur noch halb so alt.«

»Das hält bloß bis zum nächsten Morgen.«

»Immerhin!«

Ina legt auf und sieht sich um. Ein vertrauter und doch fremder Ort. Sofort steigt dieses Gefühl der Beklemmung

in ihr auf. Am liebsten würde sie sofort wieder gehen.

Im Wohnzimmer öffnet sie die erstbeste Tür der braunen Schrankwand. Sie ahnt, was sie darin finden wird. Eine Flasche Weinbrand, 38 Prozent Alkoholgehalt, fast leer. Es gab Zeiten, in denen ihre Mutter heimlich trank und dachte, es bliebe unbemerkt. Sie versprach, damit aufzuhören. In den Wochen, bevor sie starb, machte sie sich nicht mehr die Mühe, die Flaschen zu verstecken.

Ina schüttet den Weinbrand in den Topf einer vertrockneten Azalee. Dann greift sie erneut in den Schrank. Die Fotoalben. Ina setzt sich auf den Boden und blättert. Henry als Baby, wie er lacht, spielt, schläft.

Sie blickt auf und denkt an die Party vor achtzehn Jahren zurück. Da war sie Anfang dreißig und wusste nicht, immer noch nicht, was sie vom Leben wollte. Ein Samstagabend im Sommer, Ina und Alex saßen am Badeseestrand und tranken warmen Sangria aus Tetra Paks. Auf Inas T-Shirt stand: »Enjoy the Silence«. Ein Stück von ihnen entfernt feierten sechzig oder siebzig Leute, etwa in ihrem Alter. Niemand darunter, den sie kannten. Ina schaute ihnen zu. Die Art, wie sie redeten und lachten, einander berührten, wirkte selbstbewusst, frei von Zweifeln und von Sorgen. Eine andere Welt, dachte Ina.

»Wir gehen da jetzt hin«, sagte Alex, »da gibt's bestimmt was umsonst.« Wenn Alex etwas entschied, hatte es keinen Sinn, sich zu wehren. Es dauerte nicht lange, da stand sie in einer Gruppe, trank Cola mit Rum und tat, als gehöre sie

dazu. Es sah ganz einfach aus. Doch Ina hielt sich lieber am Rand und schüttelte den Kopf, als Alex sie zu sich winkte.

Nach einer Weile, Ina wollte gerade gehen, kam er auf sie zu. Er sagte, er heiße Pixie, und reichte ihr ein Bier. Sein Blick fiel auf ihre Hände: »Coole Tattoos.« In seinem Nacken spannten sich zwei Adlerflügel. Sein Haar war schwarz, das Lächeln hell. Ina dachte an Dave Gahan, den Sänger von Depeche Mode. Sie liebt Depeche Mode immer noch.

Sie setzten sich auf die Bank einer Umkleidekabine und ließen die Tür offen stehen. Von draußen fiel das schwache Licht der Fackeln herein, die im Sand steckten. Sie sprachen leise und seltsam vertraut miteinander, wie das nur geht, wenn es dunkel ist und die Stimme des anderen noch fremd. Seine klang sanft und irgendwie geheimnisvoll.

»Wovon hast du als Kind geträumt?«, fragte Ina.

Er dachte nach. »Von der Wahrheit, auch wenn ich gar nicht so genau wusste, was das ist. Aber ich hatte immer das Gefühl, dass die Erwachsenen nicht damit herausrücken.«

»Hast du sie gefunden?«

Er lächelte. »Manchmal ... Und du?«

Ina wusste ihre Antwort sofort. »Ich habe geträumt, groß zu sein. In der Grundschule war ich ja noch die Kleinste in meiner Klasse. Aber ich hatte Stelzen aus Holz, die waren grün. Darauf bin ich auch in der Wohnung herumgelaufen. Ich wollte ja immer groß sein.«

»Das hat dann auch geklappt.«

Sie winkte ab. »Das sieht nur so aus.«

»Nein«, sagte er und sah sie an. »Das glaube ich nicht.«

Ina dachte, dass er schon jetzt mehr von ihr wusste als jeder andere Typ. Sie schloss die Tür und schob den Riegel vor.

Irgendwann waren sie in der Kabine eingeschlafen, Inas Kopf auf seinem Schoß. Als sie aufwachte, hörte sie seinen Atem, er ging ganz ruhig. Leise stand sie auf, blickte sich suchend um und verschwand hinter einem Busch. Als sie zurückkam, war er fort. Kein Zettel, keine Nachricht. Er war gegangen ohne ein Wort, vermutlich, weil er gedacht hatte, dass sie ohne ein Wort gegangen war.

Ina hatte noch eine Weile in der Tür gestanden und in die Nacht hinausgesehen, auf den im Mondlicht glitzernden See. So ist das, hatte sie gedacht, eine Chance ist vertan, nur weil man mal pinkeln musste.

Der Test einen Monat später war eindeutig: zwei rosafarbene Striche, trotz Pille.

Ina hatte keine Telefonnummer, keine Mailadresse. Sie fragte Alex, ob sie einen Pixie kenne. Tat sie nicht. Keine ihrer Freundinnen wusste von einem Pixie, die Kolleginnen im Drogeriemarkt schüttelten den Kopf, die im Café auch. Kein Mensch, den Ina und Alex kannten, niemand aus ihrer Welt hatte von einem Pixie auch nur gehört.

Ina suchte im Netz: Pixie – ein Fabelwesen aus der englischen Mythologie. Eine Comicfigur. Ein Haarschnitt.

Mit »s« am Ende: eine US-amerikanische Rockband. Ohne »e« am Ende: kleine Bilderbücher für Kinder. Sonst keine Treffer. Sie gab die Suche auf.

Zurück blieb nur sein Duft. Die Marke gab es im Drogeriemarkt. Wenn Ina sich unbeobachtet fühlte, sprühte sie etwas davon auf einen der Teststreifen aus Papier. Aber es duftete nie genauso wie er.

Ihr Blick fällt wieder auf die Fotos. Sie zeigen Henry im Kindergarten, in der Grundschule, auf dem Gymnasium. Er sei »zu Höherem berufen«, so hatte es Inas Vater gesagt. Ina wusste, dass diese Worte eigentlich ihr galten. Dass Henry als Erster in der Familie endlich mehr erreichen sollte als den Realschulabschluss und einen Job im Einzelhandel oder, Gott bewahre, in einem Tattoo-Studio. Inas Vater arbeitete in einem Fotogeschäft, er fotografierte Menschen für Passbilder und Bewerbungsfotos, auch Hochzeitspaare oder Babys auf flauschigen Kunstfellen. Falls er davon geträumt haben sollte, dass eines seiner Fotos einmal berühmt werden würde, etwa so wie die elf Bauarbeiter auf einem Hochhaus-Stahlträger in New York, dann hat er es nie erwähnt. Er hat überhaupt wenig gesprochen.

Henry wird seinen Weg machen, denkt Ina. Das ist okay, auch wenn der Weg von ihr wegführt. Als er sie nach seinem Vater gefragt hatte, da war er fünf, hatte Ina ihm erzählt, wie es war. Ein paar Jahre später, als er alt genug war, hatte sie es ihm etwas genauer erklärt. Seitdem hat er

nicht mehr gefragt. Sie sind eben zu zweit, bei anderen sind die Eltern geschieden. »Alles safe«, sagt Henry. Ina will das gerne glauben. Auch Henry will das gerne glauben. Das macht es leichter.

Sie betrachtet das Foto auf der letzten Seite: Henry auf dem Balkon seiner Großeltern, beim Zeitunglesen. Henry sagt, Papier habe keinen Algorithmus und er wolle nicht nur das lesen, was er ohnehin schon wisse. Das hat seinem Großvater gefallen. Doch als Henry ihm immer wieder Fragen stellte, wie er über den Lobbyismus denke, über Korruption, das Vermögen der Reichen, war sein Großvater ausgewichen. Mit Geld, murmelte er, kenne er sich nicht aus. Ina lächelt in sich hinein. Von mir hat Henry das nicht, denkt sie, diese Hartnäckigkeit.

Sie streicht zart über das Bild. Henry trägt immer Schwarz. Bei der Beerdigung sah er aus wie sonst. Anders als sie musste er weinen. Vielleicht auch, weil er spürte, dass Kindheit zu Ende geht.

Ina legt das Album beiseite. Da ist noch die Wärme in ihr, in ihrem Bauch. Sie hat etwas Versöhnliches. Ina steht auf. Sie muss ja weitermachen. Einfach immer weiter.

Punkt 10.30 Uhr tritt Herr Bello ins Treppenhaus und schließt seine Wohnungstür. Er will einkaufen gehen, wie immer um diese Zeit. Wenn man nicht genau hinschaut,

Danke für diesen wegweisenden Satz! Danke fürs Begleiten, Bestärken und Mich-Sehen.

Mit den wertvollen Anregungen von Agentin Nina Sahn wuchs das Manuskript heran und landete auf dem Schreibtisch von Verlegerin Barbara Laugwitz. Sie schenkt mir etwas Unglaubliches: ihr Vertrauen. Kein Dank genügt, um zu sagen, wie viel mir das bedeutet.

Und dann Anna Mezger. Die mit so viel Empathie für die Figuren und ihre Geschichten lektoriert und dabei nie ihren beneidenswert scharfen Blick verliert. Bei ihr kann ein Text sich nur wunderbar aufgehoben fühlen – so wie die unendlich dankbare Autorin. (Danke auch für den Liebling, den wir gekillt haben.)

Danke an Hella Reese und ihr Schlusslektorat: Es fühlt sich an, als würde man über frisch poliertes Holz streichen. Danke für jeden Änderungsvorschlag, jeden Wortsuchlauf und die Liebe zu Synonymen.

Und schließlich, zärtlich: Dank an Dich, mein geliebter Mann. Einfach für alles, alles, alles.

Machen Sie es wie Frau Arslan: Schneiden Sie das Gedicht aus, falten Sie es zum Quadrat und verstecken Sie es im Supermarkt in einer geeigneten Ware. Und dann stellen Sie sich vor, wie es jemand findet, sich wundert – und lächelt.



*Du musst das Leben nicht verstehen,
dann wird es werden wie ein Fest.
Und lass dir jeden Tag geschehen
so wie ein Kind im Weitergehen von jedem Wehen
sich viele Blüten schenken lässt.*

Rainer Maria Rilke

Über Tanja Kokoska

Tanja Kokoska, wurde 1971 in Frankfurt am Main geboren. Sie war viele Jahre Redakteurin der Frankfurter Rundschau, zuletzt als Leiterin des Magazin-Ressorts. Inzwischen arbeitet sie als freischaffende Journalistin und Autorin, unter anderem für die Satireseite »Die Wahrheit« (taz). Sie lebt nach wie vor in Frankfurt.

Impressum

Originalausgabe

© 2026 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG

Tumblingerstraße 21, 80337 München

produktsicherheit@dtv.de

Umschlaggestaltung und Illustration: Miriam Bröckel

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist nur mit Zustimmung des Verlags zulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die automatische Analyse des Werkes, um daraus Informationen (insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen) gemäß §44b UrhG (»Text und Data Mining«) zu gewinnen, ist untersagt.

Die Funktionalität der Web-Links wurde zum Zeitpunkt der E-Book-Erstellung geprüft. Für Inhalte von Webseiten Dritter, auf die in diesem Werk verwiesen wird, ist stets der jeweilige Anbieter oder Betreiber verantwortlich, wir übernehmen dafür keine Gewähr. Rechtswidrige Inhalte waren zum Zeitpunkt der Verlinkungen nicht erkennbar.